

Hermann Bräuer
Haarweg zur Hölle
Ein hart gerockter Heimatroman



Roman
256 Seiten
€ [D] 7,95 / € [A] 8,20 / sFr 14,90
Ullstein Taschenbuch
ISBN 978-3-548-37261-7
Erscheint am 13. November 2009

Munich Rock City, Mitte der 80er. Sie sind jung, sie sind laut, sie spielen Hair Metal. Hair Metal?

Genau, jener berüchtigte Musikstil, bei dem hautenge Spandex-Hosen und kunstvoll toupierte Haare wichtiger sind als Fähigkeiten am Instrument. Es dauert nicht lang, bis Lord Nakcor (rückwärts gelesen »Rock and Roll«) zur gefeierten Lokalband aufsteigt und erste Groupies behutsame Annäherungsversuche starten. Doch mit einem größtenwahnsinnigen Sänger, der an der Axl-Rose-Disease leidet, und einem unfähigen Manager an der Seite gestaltet sich der Weg zum Hardrock-Olymp schwieriger als gedacht ...

Hermann Bräuer, Jahrgang 1970, spielte in den achtziger Jahren in diversen Bands, die um ein Haar berühmt geworden wären.

Seit 2002 arbeitet Bräuer als Drehbuch-, Gag- und Buchautor. Er schrieb u.a. für *Tramitz & Friends* (mit Christian Tramitz), *Blondes Gift* (mit Barbara Schöneberger) und *MTV Dismissed*. Er lebt in Berlin.



© Privat

P.S. Ich rock Dich

Hair Metal:: Eine Stilrichtung der Rockmusik mit Ursprüngen im Glamrock der siebziger Jahre, bei der Elemente des Pop und des Heavy Metal kombiniert wurden, um himmlischen Klang zu erzeugen. Bis in die frühen neunziger Jahre genoss H.-M. als bedeutender Bestandteil des musikalischen Mainstreams enorme Popularität. Der Name entstand aufgrund der langen und perfekt zurechtgemachten Haare vieler Musiker dieses Stils. Charakteristisch waren einprägsame Refrains, virtuose Gitarrensolis und die »Powerballade«, eine härtere, gitarrengetriebene Variante des klassischen Liebesliedes. _ Schlüpfertürmer

Leseprobe aus »Haarweg zur Hölle«

ROCK AND ROLL RÜCKWÄRTS

Ob sich wohl jemals in der Geschichte der Welt ein Mensch entspannt hat, wenn man ihm zurief: »Jetzt entspann dich doch mal!«?

Christian, Dirk und ich waren in diesem Moment dabei, es herauszufinden, weil Wadl sich gar nicht mehr beruhigen wollte, nachdem Christian uns über sein Vorhaben aufgeklärt hatte. Er sprang jubelnd durchs Zimmer, rannte zu Dirks Plattenspieler, legte »I Wanna Rock« von Twisted Sister auf und schrie: »Hammer! Hammer! Des is so der Hammer! Eine eigene Band!«

Während Dirk ihn an der Schulter zu fassen bekam und leicht durchschüttelte, brüllte ich ihm diverse Beruhigungsmantras ins Gesicht. Auch Christian sah ihn zweifelnd an. »Aber du weißt schon, was ich meine, oder? Nicht so was, wie dein Bruder hat. Sondern eine gescheite Band.«

Man musste ins Detail gehen, um von vornherein mögliche Missverständnisse auszuschließen. Es gab nämlich zwei verschiedene Arten von Hardrockbands: die bösen, harten Jungs, mit Stiefeln, Leder und fettigen Haaren, und die guten, nicht ganz so harten, mit Stiefeln, Leder und toupierten Haaren.

Diese Unterscheidung war nicht nur wichtig, sie war absolut essentiell.

Die bösen Jungs kamen meist aus rauen, unwirtlichen Industriegebieten im Norden Englands oder dem Ruhrgebiet, wo Männer noch echte Hengste waren, die barfuß in eisige Stollen einfuhren, um dort mit ihren blanken supermaskulinen Händen der kargen Erde lebenswichtige Rohstoffe zu entreißen. Andere standen bei zweitausend Grad an einem fahrlässig schlecht gewarteten Hochofen und droschen mit ihren Fäusten glühenden Stahl zu tödlichen Waffen. Exakt so sahen diese Bands aus, und exakt so klangen sie auch. Die Physiognomie ebenso von der harschen Umgebung geprägt wie die Musik und die Texte, in denen es ständig um Kämpfe gegen irgendwelche Fabelwesen oder um den Widerstand gegen schreiende soziale Ungerechtigkeiten ging. »Wir schaffen das, Metal People, denn together sind wir strong! YEEEEAAHH!«

Damit wollten wir nichts, aber auch wirklich nichts zu tun haben. Die Industrie in unserer Gegend baute windschnittige bunte Sportwagen, bei denen man das Dach wegklappen konnte, um das Vogelzwitschern und die gute Luft zu genießen, wenn man am Wochenende um den Starnberger See kurvte.

Unsere Bands kamen aus Kalifornien, und ihre Anliegen konnten wir nachvollziehen: »It's saturday night, and it's time for a party!«

Wir hatten Haare im Überfluss, Schminktipp von Silvia, verdammt enge Hosen, und außer Wadl trugen wir alle lilafarbene Stiefel. Seit einigen Wochen hatten wir auch die Ohren voller Ringe. Genau hier kam Christians Plan ins Spiel: Wir sollten die Macht der Mimikry nutzen, um endlich an Mädchen ranzukommen. Das versuchte er mit sorgsam gewählten Worten all denen von uns zu erklären, die nicht schon bei dem Wort »Band« aufgesprungen waren, als hätte jemand »Hitzefrei!« gerufen. Mimikry war zwar erst vor kurzem Stoff im Biologieunterricht gewesen, aber wie uns die listige Schwebfliege zu Mädchen verhelfen würde, war Dirk und mir immer noch nicht ganz klar.

»Also noch mal. Ich bin Schlagzeuger. Andi, du bist Bassist, und Wadl, du bist Gitarrist. Dirk, so wie du aussiehst, bist du der geborene Leadsänger. Wir gründen eine Band!

Wir machen es wie Mötley Crüe oder Ratt: Wir sehen aus wie Mädchen, können uns nahezu unbemerkt an sie anpirschen und im geeigneten Moment zuschlagen. Mimikry halt – Tarnung durch gefälschtes Signal. Zuerst auf der Bühne gnadenlos abräumen und anschließend backstage die Girls mit unseren Looks killen. Eine Hair-Metal-Band! Die sicherste Fahrkarte ins Frauenland!«

»Jetzt versteh ich, was du meinst, aber wie stellst du dir das vor? Ich hab noch nie gesungen und weiß gar nicht, ob ich das überhaupt kann«, gab Dirk zu bedenken. Seine Probleme, offen auf fremde Menschen zuzugehen, prädestinierten ihn nicht gerade zum Sieger im David-Lee-Roth-Ähnlichkeitswettbewerb.

»Du hast es aber auch noch nie probiert, oder?«, meinte Wadl, weiterhin völlig elektrisiert von Christians Plan. Eine Band, Frauen, Ruhm – endlich würde er nicht mehr hinter seinem großen Bruder zurückstehen müssen. Dirk überlegte einige Sekunden – und lachte dann.

»Nein, hab ich nicht. Aber, was soll der Scheiß, wär schon geil, irgendwie.«

Nachdem er noch einige Tage mit sich und seinem plötzlichen Mutanfall gehadert hatte, entschloss er sich letztlich, bei seiner Mutter zweitausend Mark für eine Gesangsanlage klarzumachen. Dazu benötigte er genauso viel Überredungskunst wie ich einige Monate zuvor, als ich meine Mutter um fünf Mark bat, weil sie durch einen kleinen Fehlgriff an der Waschmaschine aus meinem Lieblingssocken paar kugelsichere Fülllinge gemacht hatte und ich Ersatz brauchte.

Christians Geistesblitz schaffte neben dem ewigen Dilemma mit den Mädels auch gleichzeitig das andere Problem aus der Welt: dass wir zwar so aussahen wie die kleinen Brüder von Rockstars, aber in Wirklichkeit nichts dahintersteckte. Wir hatten schlicht und ergreifend keine Band. Und es war in der Tat kein Wunder, dass uns in der Schule alle für Freaks hielten, selbst die Klischeeinformatiker mit den Kugelschreiberflecken an ihren Acrylhemden.

Doch das würde in Zukunft ein Ende haben. Von nun an waren wir Freaks *mit* einer Band!

Ein zusätzlicher Anreiz bestand für uns darin, dass diese amerikanischen Musiker, da gab es nichts zu beschönigen, allesamt wesentlich schneidiger hießen als wir. Unser Bekanntenkreis setzte sich aus Menschen mit Spitznamen wie »Mongo« Eberlein und Georg »Binomische Formel« Lederer zusammen.

Unsere Idole dagegen hießen Nasty Suicide, Blackie Lawless oder Nikki Sixx.

Auch wir würden bald mit zu vielen Doppelkonsonanten die Welt schocken. Allerdings war das gar nicht so leicht. Unsere Nachnamen waren so weit davon entfernt, nach Rockstar zu klingen, dass selbst Anglisierung nichts half. Chris Doble, Andy Woodman, Whitey Whitehead, so wollten wir ganz bestimmt nicht heißen.

Die Variante, den zweiten Vornamen zum Nachnamen zu machen, verbot sich ebenso. Wir waren schließlich keine Schlagersänger aus den siebziger Jahren.

Gewissenhaft, aber erfolglos gingen wir auf der Jagd nach geeigneten Künstlernamen Plattencover um Plattencover durch. »Ganz schön kompliziert«, sagte Dirk. »Seht ihr da so was wie ein Schema? Ein Muster, nach dem die Namen aufgebaut sind?«

»Ich glaub, es gibt nur zwei Regeln«, gab ich zurück.

»Wenn man ein k oder ein x im Namen hat, muss man es doppelt nehmen, weil es dann geschrieben viel cooler aussieht. Wie Stacheldraht. Und wenn am Schluss ein s steht, muss man ein z draus machen. Warum, weiß ich auch nicht, aber das machen alle so.«

Das brachte Christian auf die rettende Idee. »Stikki Lipz!«, rief er. »Doppel-k und Schluss-z! Wegen Lippenstift und Drumsticks! Und weil es total stark klingt.«

Er hatte recht. Es klang großartig und vor allem nach einem Namen, den sich ein Schlagzeuger in Los Angeles geben würde. Dirk, Wadl und ich waren extrem neidisch, denn während Christian schon vor einem Block saß und seine neue Unterschrift übte, bei der beide k von einem Paar Schlagzeugstöcken gebildet wurden, zermarterten wir uns weiter erfolglos das Gehirn. Schließlich vertagten wir unsere Bemühungen auf zu Hause.

Am nächsten Tag kam Dirk glücklich in die Schule und wollte ab sofort nur noch »Kirk Kobra« genannt werden. Kirk wegen Dirk und Kobra natürlich deswegen, weil – ich ahnte, was jetzt kam – »es total stark klingt«.

Auch Wadl schien ein Alias gefunden zu haben, wenn man sein Grinsen richtig deuten durfte. »Männer, ich hab lange überlegt und mich dann entschlossen«, verkündete er. »Ich möcht ›Wadl‹ heißen.«

»Ja, okay, aber so heißt du doch schon«, wandte Dirk ein. »Ja, also nein, richtig heiß ich ja Hubert. Und ich mein ›Wadl‹ auch eher so wie ›Cher‹ oder ›Pele‹. *Ein* Wort, mit dem dann alles klar ist.«

Mit diesem Wort wurde wirklich eine ganze Menge klar, aber bestimmt nicht das, was wir beabsichtigt hatten.

Als ich Kirk Kobra ansah, schüttelte der nur stumm den Kopf. Wir schlugen mehrere tolle Alternativen vor, »Rokk Rokker« oder »Nasty McSexx«, doch Wadl lehnte alles ab. »Lucifer Starchild« wäre ein toller Name für ihn gewesen – aber Wadl, das war einfach nur krank.

Für mich selber wollte mir partout kein guter Name einfallen, bis ich ein paar Tage später auf dem Heimweg von der Schule an einem Plakat vorbeilief, auf dem ein Zirkus für seine poesievolle Show warb. Das war es: Roncalli. Was passte dazu? Reiner? Robert? Roy? Nein, dazu passte Rex!

Rex Roncalli, das hatte den richtigen Klang.

Jetzt noch ein paar Doppelkonsonanten: Rrexx Rroncalli. Perfekt.